

»Ein eindringliches, schönes und notwendiges Buch, das lange nachhallt.«
Nicola Yoon, #1 »New York Times«-Bestsellerautorin

GIRL
IN
PIECES

KATHLEEN GLASGOW



Kathleen Glasgow

Girl in Pieces

Aus dem amerikanischen Englisch von Yvonne Hergane

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Ein zutiefst bewegendes Porträt einer jungen Frau, die sich zurück ins Leben kämpft.

Charlotte wurde zerbrochen, sie will sich aufgeben und umbringen. Doch gerade noch rechtzeitig erkennt sie, dass das Leben mehr ist als die Summe ihrer Verluste. Es ist Freude, Licht, Wärme und die Gewissheit, stärker zu sein als das Schicksal.

Weitere Informationen finden Sie unter

www.fischerverlage.de/kinderbuch-jugendbuch

Biografie

Kathleen Glasgow lebt und schreibt in Tucson, Arizona. *Girl in Pieces* ist ihr erstes Jugendbuch. Mehr Informationen unter kathleenglasgowbooks.com oder auf Twitter @kathglasgow und Instagram @Kathglasgow.

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage finden Sie unter www.fischerverlage.de

*Meiner Mutter M.E. und
meiner Schwester Weasie*

EINS

I can never win with this body I live in.

Belly, »Star«

Ich bin so weiß wie ein Sattelrobbenbaby. Meine Unterarme sind dick verbunden und schwer wie Knüppel. Auch meine Oberschenkel sind bandagiert; weiße Mullbinden spitzen unter den Shorts hervor, die Schwester Ava aus der Fundkiste hinter der Schwesternstation gefischt hat.

Wie ein Waisenkind bin ich hergekommen, ohne jede Kleidung. Wie ein Waisenkind bin ich in ein Bettlaken gewickelt und auf dem mit Schneematsch bedeckten Rasen vor dem Regions Hospital abgelegt worden. Blutblüten breiteten sich auf dem geblühten Laken aus.

Der Wachmann, der mich fand, war in eine Duftwolke aus Mentholzigaretten und dem flachen Gestank von Automatenkaffee gehüllt. In seinen Nasenlöchern wucherten weiße Kraushaarwälder.

»Heilige Mutter Gottes, was haben sie denn mit dir gemacht?«, sagte er.

Meine Mutter kam nicht, um mich abzuholen.

Aber: Ich erinnere mich an die Sterne in jener Nacht. Wie Salzkristalle funkelten sie am Himmel, als hätte jemand den Streuer auf einem sehr dunklen Stoff ausgekippt.

Das zählte für mich, diese Zufallsschönheit. Schließlich dachte ich, sie wäre das Letzte, was ich sehen würde, bevor ich auf dem kalten, nassen Gras sterbe.

Die Mädchen hier versuchen mich zum Reden zu bringen. *Erzähle deine Geschichte*, heißt es, *Du darfst nichts verhehlen – du musst alles berichten*. Jeden Tag höre ich ihre Geschichten, in den Gruppenstunden, beim Mittagessen, bei der Kunsttherapie, beim Frühstück, beim Abendessen, egal. Immer sprudeln die Wörter aus ihnen heraus, schwarze Erinnerungen, denen sie nicht Einhalt gebieten können. Ihre Geschichten fressen sie bei lebendigem Leib auf, drehen sie auf links. Sie können einfach nicht aufhören zu reden.

Ich hab alle meine Wörter rausgeschnitten. Mein Herz war zu voll davon.

Ich teile mir ein Zimmer mit Louisa. Louisa ist älter als ich, und ihre Haare sind wie ein rot goldener, rauschender Ozean, der ihr den Rücken hinunterfließt. Da sind so viele Haare, kein Flechtzopf, kein Dutt, kein Haargummi hält sie im Zaum. Und sie riechen nach Erdbeeren. Louisa riecht besser als jedes

andere Mädchen, das mir je begegnet ist. Ich könnte sie immerzu inhalieren.

An meinem ersten Abend hier, als sie ihre Bluse ausgezogen hat, um ihr Nachthemd anzulegen, in der Sekunde, bevor ihre irren Haare ihren Körper wie ein Schutzmantel einhüllten, da hab ich sie gesehen, alle, und hab scharf die Luft eingesogen.

»Brauchst keine Angst haben, Kleines«, sagte Louisa.

Ich hatte keine Angst. Ich hatte nur noch nie ein Mädchen mit so einer Haut wie meiner gesehen.

—

Jeder Augenblick des Tages ist fest verplant. Wir stehen um sechs Uhr auf. Bis Viertel vor sieben trinken wir lauwarmen Kaffee oder verwässerten Saft. Wir haben dreißig Minuten, um Frischkäse auf Bagels aus Pappkartonteig zu schmieren, uns blasse Eier in den Mund zu schieben oder klumpigen Haferbrei zu löffeln. Ab Viertel nach sieben dürfen wir auf dem Zimmer sein und uns waschen. Die Duschkabinen haben keine Türen und Schläuche, und woraus auch immer die Spiegel bestehen mögen, Glas ist es jedenfalls nicht. Jedes Mal, wenn man sich die Zähne putzt oder die Haare kämmt, sieht das eigene Gesicht ganz wolkig und verloren aus. Wenn man sich die Beine rasieren will, geht das nur in Anwesenheit einer Krankenschwester oder Nonne, und da keiner sich das antun will, haben wir alle dicht behaarte Jungsbeine. Um acht Uhr dreißig gehen die Gruppengespräche los, und da strömen die

Geschichten raus, strömen die Tränen raus, manche Mädchen schreien und manche stöhnen, aber ich sitze nur da, sitze und sitze, und dieses grässliche ältere Mädchen, Blue, die mit den kaputten Zähnen, sagt jeden Tag: *Willst du heute nicht auch mal reden, Stumme Sue? Ich würde heute gerne die Stumme Sue reden hören, du nicht auch, Casper?*

Casper sagt, sie soll's bleiben lassen. Casper sagt, wir sollen atmen, uns in ein Akkordeon verwandeln, indem wir die Arme weit, weit zur Seite ausstrecken und dann an den Körper ranziehen, ran, ran, und dann wieder raus, raus, raus, und man fühlt sich doch gleich viel besser, wenn man richtig atmet, stimmt's? Nach der Gruppe kommt Medikamentöse Therapie, dann Stillstunde, dann Mittagessen, dann Kunsttherapie, dann Einzelgespräch, wo man mit seinem Arzt allein dahockt und noch mehr heult, und dann gibt's um fünf schon Abendessen, wo man noch mehr nicht-richtig-warmes Essen bekommt, und noch mehr Blue: *Magst du Makkaroni mit Käse, Stumme Sue? Wann kriegst du die Verbände abgenommen, Stumme Sue?* Und dann Abendunterhaltung. Nach Abendunterhaltung folgt Telefonanruf und noch mehr Heulen. Und dann ist es neun Uhr abends, es gibt wieder Medikamente und dann Schlafenszeit. Die Mädchen zischeln und tuscheln, dass ihnen der Stundenplan nicht passt, das Essen, die Gruppengespräche, die Medikamente, alles, doch mir ist das egal. Es gibt Essen und ein Bett, es ist warm, ich habe ein Dach überm Kopf, und ich bin in Sicherheit.

Ich heiße nicht Sue.

Jen S. ist ein Strauch, wegen der kurzen, verästelten Narben, die ihr an den Armen und Beinen hochranken. Sie trägt glänzende Sport-Shorts und ist größer als alle anderen hier, mit Ausnahme von Doc Dooley. Sie dribbelt einen unsichtbaren Basketball den beigefarbenen Flur rauf und runter. Sie wirft auf einen unsichtbaren Korb.

Francie ist ein Nadelkissen in Menschengestalt. Sie sticht sich mit Stricknadeln, Stöcken, Reißzwecken in die Haut, mit allem, was sie auftreiben kann. Sie hat zornige Augen, und sie spuckt auf den Fußboden.

Sasha ist ein dicker Wasserschlauch, aus dem die Tränen ohne Unterlass herausfließen, in der Gruppe, bei den Mahlzeiten, in ihrem Zimmer. Als könnte sie nie austrocknen. Sie ist eine stinknormale Ritzerin, blassrote Schnitte kreuzen sich auf ihren Unterarmen. Sie schneidet nie tief.

Isis dagegen verbrennt sich, punktet sich die Arme mit schorfigen, runden Brandhügeln. In der Gruppe gab's ihre Geschichte zu hören, irgendwas mit einem Strick und ein paar Vettern und einem Keller, aber ich hab meine Ohren verschlossen und meine innere Musik lauter gedreht.

Blue ist ein schickes Vögelchen, das in seiner Schmerzpfütze plantscht, sie hat von allem ein bisschen was: böser Vater, Meth-Zähne, Zigarettennarben, Klingenschnitte. Linda/Katie/Cuddles trägt nur Oma-Kittelschürzen und stinkende Hauspuschen. In ihr sind zu viele Leute, als dass man

sie zählen oder auseinanderhalten könnte. Ihre Narben sind alle innerlich, bei ihren Bewohnern. Keine Ahnung, warum sie bei uns ist, aber sie ist eben da. Beim Abendessen schmiert sie sich Kartoffelpüree ins Gesicht, und manchmal kotzt sie, einfach so, ohne Grund. Selbst wenn sie vollkommen still dasitzt, weiß man, dass in ihrem Inneren ganz ganz viel passiert, und dass das gar nicht gut ist.

Ich kenne Leute wie sie von draußen. Ich halte mich von ihr fern.

Manchmal kann ich an diesem Scheißort nicht atmen, meine Brust fühlt sich an, als wäre sie voller Sand. Ich versteh nicht, was hier geschieht. Ich war zu lange da draußen, hab zu lange gefroren. Ich versteh die sauberen Laken nicht, die süßlich duftende Überdecke, das Essen, das im Speisesaal vor mir steht, warm und voller Magie. Ich gerate in Panik, zittere, würgen, und dann ist da Louisa, sie kommt mir in unserem Zimmer ganz nah, wenn ich mich in die Ecke gekauert hab. Ihr Atem riecht nach Teeminze. Sie nimmt mein Gesicht in die Hände, und davon zucke ich zusammen. »Kleines«, sagt sie, »hier bist du unter deinesgleichen.«

Es ist zu still im Zimmer, also spaziere ich nachts über den Flur. Meine Lungen schmerzen. Ich bewege mich nur langsam.

Alles hier ist zu still. Ich fahre mit einer Fingerspitze über die Wände. Stundenlang. Ich weiß, dass sie überlegen, mir Schlafmittel zu verordnen, wenn meine Wunden erst mal verheilt sind und die Antibiotika abgesetzt werden können, aber ich will das nicht. Ich muss wach sein, ich muss aufpassen.

Er könnte überall sein. Er könnte hier sein.

—

Louisa ist wie die Königin. Sie ist irgendwie schon ewig hier. »Ich war das allererste Mädchen, das aufgenommen wurde, nachdem sie das Ding hier eingerichtet haben, verdammt«, sagt sie. Sie schreibt ständig in so ein schwarzweißes Aufsatzheft und kommt nie zur Gruppenstunde. Die meisten Mädchen tragen Jogginghosen und T-Shirt, so schluderige Sachen halt, Louisa dagegen brezelt sich jeden Tag auf: schwarze Leggings, glänzende Ballerinas, glamouröse Vierziger-Jahre-Kleider aus dem Secondhandladen, und die Haare stylt sie sich täglich neu, aber immer wieder dramatisch. Sie hat ganze Koffer voller Tücher, hauchdünner Nachthemden, Schminketuben und blutroter Lippenstifte. Louisa ist wie ein Hotelgast, der nicht vorhat, je wieder auszuchecken.

Sie erzählt mir, dass sie eigentlich in einer Band singt. »Aber meine Nerven ...«, sagt sie leise. »Mein *Problem* ... steht mir dabei immer im Weg.«

Louisa hat konzentrische Brandnarben auf dem Bauch. Und wurzelartige Wucherungen auf der Innenseite ihrer Arme. Ihre

Beine sind mit sauber gemusterten, kunstvollen Brandnarben verziert, wie geschnitzt. Tattoos bedecken ihren ganzen Rücken.

Langsam geht ihr der Platz aus.

Casper beginnt die Gruppenstunde immer auf die gleiche Art. Mit der Akkordeon-Übung, Atmen, Nacken strecken, zu den Zehen greifen. Casper ist winzig und weich. Sie trägt elfengleiche Clogs mit gedämpfter Sohle. Alle anderen Ärzte haben klappernde, schwere Schuhe an, die immer und überall zu hören sind, selbst auf Teppichboden. Casper ist blass. Ihre Augen sind riesengroß, rund und extrem blau. An Casper ist nichts Scharfes, Kantiges.

Sie schaut in die Runde, und ihr Gesicht macht es sich mit einem sanften Lächeln gemütlich. »Eure Aufgabe hier ist es, ihr selbst zu sein. Wir sind doch alle hier, um wieder in Ordnung zu kommen, nicht wahr?«, sagt sie.

Was so viel heißt, dass wir im Augenblick total scheiße sind. Aber das wissen wir schon längst.

In Wirklichkeit heißt sie gar nicht Casper. Sie wird nur wegen ihrer großen blauen Augen so genannt, und weil sie so leise ist. Wie ein Geist taucht sie manchmal morgens an meinem Bett auf, um meine Vitalwerte zu messen, und ihre warmen Finger

gleiten nur einen Zentimeter oder so unter meinen Verband, um meinen Puls zu fühlen. Sie biegt den Hals zu einem bezaubernden Doppelkinn, wenn sie zu mir herunterschaut. Wie ein Geist taucht sie manchmal auf dem Flur hinter mir auf und lächelt, wenn ich überrascht herumwirbele: Wie geht es dir?

In ihrem Büro steht ein riesiges Becken mit einer fetten, trägen Schildkröte darin, die immer paddelt und paddelt und paddelt, ohne je richtig voranzukommen. Immer wenn ich da bin, muss ich auf diesen armen Schlucker von Schildkröte starren, stundenlang, tagelang könnte ich mir den anschauen, wie er mit unendlicher Geduld sein Tun verrichtet, das im Endeffekt so gar nichts zu bedeuten hat, schließlich wird er ja in absehbarer Zukunft wohl kaum je aus diesem Wasserbecken rauskommen.

Und Casper schaut mir einfach zu, wie ich der Schildkröte zuschaue.

—

Casper riecht gut. Sie ist immer sauber und ihre Klamotten rascheln leise. Sie erhebt nie die Stimme. Sie streicht Sasha über den Rücken, wenn die so heftig schluchzt, dass sie schier dran erstickt. Sie legt Linda/Katie/Cuddles einen Arm um die Schultern, wie ein Torhüter oder so, wenn eine ihrer bösen Gestalten ausbricht. Ich hab sie sogar schon mal in Blues Zimmer gesehen, an dem Tag, als Blue eine riesige Bücherkiste

von ihrer Mutter gekriegt hat, und Casper saß da und blätterte die Taschenbücher durch und schenkte Blue ein Lächeln, das diese ein bisschen, nur ein kleines bisschen, zum Schmelzen brachte.

Casper sollte die Mutter von jemandem sein. Sie sollte meine Mutter sein.

—

Dunkel ist es hier nie. In jedem Zimmer sind Lampen in die Wände eingelassen, die um vier Uhr nachmittags an- und um sechs Uhr morgens *ausplingen*. Kleine, aber helle Lampen. Louisa mag kein Licht. Vor den Fenstern hängen kratzige Gardinen, und sie legt Wert darauf, sie ordentlich zuzuziehen, jeden Abend vor dem Schlafengehen, um die gelben Lichtquadrate vom Bürogebäude gegenüber auszublenden. Dann drapiert sie sich zusätzlich das Bettlaken übers Gesicht.

Heute trete ich, kaum dass sie eingeschlafen ist, mein Bettzeug beiseite, springe auf und ziehe die Gardinen auf. Vielleicht suche ich nach den Salzstreuersternen, ich weiß nicht.

Während ich ins Metallklo pinkele, schaue ich zu dem stillen Stoffhügel hin, zu dem Louisa sich unter ihrem Laken verschanzt hat. In dem seltsamen Spiegel sehen meine Haare wie Schlangen aus. Ich reibe die verfilzten Strähnen zwischen den Fingern. Mein Haar stinkt nach Erde und Zement, nach staubigem Dachboden, mir wird übel davon.

Wie lange bin ich schon hier? Ich wache aus irgendwas auf. Aus einem finsternen Ort.

Die Glühbirnen in den Lampen im Flur sind wie grelle, langgewundene Flüsse. Ich spähe in jedes Zimmer, während ich mich voranschiebe. Nur Blue liegt wach, das Taschenbuch nah an die *Pling*-Lampe gereckt, um genug Licht zum Lesen zu haben.

Keine Türen, keine Hängeleuchten, kein Glas, keine Rasierer, nur weiches, löffelbares Essen und lauwarmer Kaffee. Man bekommt hier keinerlei Möglichkeit, sich selbst zu verletzen.

Ich fühle mich ganz lose geschraubt und klapperig von innen, wie ich da vor der Krankenstation warte und mit den Fingern auf den Tresen trommele. Als ich auf das Glöckchen drücke, echot es entsetzlich laut durch den stillen Flur.

Barbero kommt mit seinem Stuhl um die Ecke gerollt, den Mund voll mit irgendwas Knusprigem. Er runzelt die Stirn, als er mich sieht. Barbero ist ein stiernackiger früherer Ringer aus Menominee, dem immer noch ein Hauch Wundsalbe und selbstklebender Verbandstreifen anhaftet. Er mag nur hübsche Mädchen. Das weiß ich, Jen S. ist nämlich sehr hübsch, mit ihren langen Beinen und den Sommersprossen auf der Nase, und die lächelt er immer an. Sie ist die Einzige, die er überhaupt anlächelt.

Er legt die Füße auf den Tresen und stopft sich Kartoffelchips in den Mund. »Du«, sagt er und kleine Salzscherben fliegen ihm dabei von den Lippen auf den blauen Kittel. »Was zum Teufel willst du hier, mitten in der Nacht?«

Ich greife mir den Stapel Klebezettel und einen Stift vom Tresen. Ich schreibe schnell, dann halte ich das Papier hoch.
WIE LANGE BIN ICH SCHON HIER?

Er schaut auf den Zettel. Dann schüttelt er den Kopf. »M-hm.
Frag.«

NEIN. SAGEN SIE ES MIR, schreibe ich.

»Keine Chance, Stumme Sue.« Barbero zerknüllt die Chipstüte und schmeißt sie in den Mülleimer. »Da wirst du schon dein verdammtes Mündchen aufreißen und deine Stimme einsetzen müssen wie ein großes Mädchen.«

Barbero denkt, ich hab Angst vor ihm, aber das stimmt nicht. Es gibt nur einen Menschen, vor dem ich Angst habe, und der ist weit weg, ganz da drüben auf der anderen Seite des Flusses, und er kann nicht zu mir rein.

Zumindest *glaube* ich, dass er nicht zu mir rein kann.

SAGEN SIE'S MIR EINFACH, SIE ARSCH, kritzele ich auf einen neuen Zettel. Aber meine Hände zittern ein bisschen, als ich ihn hochhalte.

Barbero lacht. In seinen Zahnzwischenräumen kleben Chipsklümpchen.

Hinter meinen Augen explodieren Funken, meine innere Musik wird auf einmal ganz laut. Meine Haut ist ganz taub, als ich mich wegdrehe und davonstapfe. Ich würde gern atmen, so wie Casper es immer vormacht, aber ich kann nicht, das geht nicht und wird niemals gehen, nicht für mich, jedenfalls nicht, sobald ich wütend werde und die Musik in mir angeht. Jetzt ist meine Haut nicht mehr taub, sondern kribbelt, während ich mit

den Augen suche, suche, suche, und als ich es finde und herumwirbele, lacht Barbero nicht mehr. Sondern formt mit den Lippen *O Scheiße* und duckt sich.

Der Plastikstuhl prallt vom Tresen ab. Der Behälter mit den Stiften, an die Plastikblumen geklebt sind, scheppert zu Boden, die Stifte zerfließen auf dem endlosen beigen Teppichboden zu einem Fächer. Auf diesem endlosen, endlos beigen Teppich. Ich trete gegen den Empfangstresen, was echt übel ist, weil ich keine Schuhe an habe, aber der Schmerz fühlt sich so gut an, dass ich immer weitermache. Barbero ist inzwischen aufgestanden, und als ich wieder nach dem Stuhl greife, streckt er die Arme aus, *Beruhig dich mal, du scheiß Verrückte*. Aber das sagt er ganz weich, als hätte er jetzt doch ein bisschen Angst vor mir. Und ich weiß nicht warum, aber das macht mich noch ein bisschen wütender.

Ich hole gerade wieder mit dem Stuhl aus, als Doc Dooley auftaucht.

—

Wenn Casper von mir enttäuscht ist, lässt sie es sich nicht anmerken. Sie schaut mir einfach zu, wie ich der Schildkröte zuschaue, und die Schildkröte macht einfach ihr Ding. Ich wünschte, ich wäre diese Schildkröte, unter Wasser, still, keiner da. Diese Scheißschildkröte hat ein verdammt friedliches Leben.

»Um die Frage zu beantworten, die du Bruce gestern Nacht gestellt hast: Du bist seit sechs Tagen im Creeley Center«, sagt Casper. Du warst erst im Krankenhaus, wo man dich behandelt und eine Woche zur Beobachtung dabehalten hat, dann wurdest du hierher verlegt. Wusstest du eigentlich, dass du eine schwere Lungenentzündung hattest? Na ja, hast du immer noch, aber die Antibiotika sollten dem bald ein Ende machen.«

Sie nimmt was Klobiges von ihrem Schreibtisch und schiebt es mir zu. Es ist so ein Tischkalender. Im ersten Moment weiß ich nicht, wonach ich suchen soll, aber dann sehe ich es, ganz oben auf der aufgeschlagenen Seite.

April. Wir haben Mitte April.

»Du hast das Osterfest im Creeley verpasst«, sagt Casper. »Warst noch nicht so ganz da. Aber ehrlich gesagt, viel ist dir nicht entgangen. Auf einer psychiatrischen Station können wir ja schlecht einen riesigen Osterhasen rumhüpfen lassen, oder?« Sie lächelt. »Sorry. Psychofritzen-Humor. Berufskrankheit. Aber wir haben eine Ostereiersuche veranstaltet. Thanksgiving ist allerdings wesentlich netter – trockener Truthahn, klumpige Bratensoße ... Echt toll.«

Ich weiß, dass sie mich aufzumuntern versucht, damit ich rede. Ich schiebe mein Gesicht in ihre Richtung, aber sobald ich ihrem Blick begegne, spüre ich, wie mir Scheißtränen in die Augen steigen, und ich schaue schnell wieder zu der blöden Schildkröte hin. Ich hab das Gefühl, als wäre ich am Aufwachen, aber gleichzeitig auch wieder dabei, in meine Dunkelheit zu versinken.

Casper beugt sich vor. »Kannst du dich überhaupt dran erinnern, im Regionskrankenhaus gelegen zu haben?«

Ich erinnere mich an den Wachmann und den Haarwald in seinen Nasenlöchern. Ich erinnere mich an Lichter über mir, grell wie Sonnen, und an schrilles Gepiepe, das nie aufhörte. Ich erinnere mich, dass ich um mich treten wollte, als Hände mich berührten, als sie mir die Klamotten vom Leib und die Stiefel von den Füßen schnitten. Ich erinnere mich, wie schwer sich meine Lunge angefühlt hat, als wäre sie voller Schlamm.

Ich erinnere mich, wie viel Angst ich hatte, Fucking Frank könnte auf der Türschwelle aufkreuzen und mich wieder mitnehmen, zurück ins Seed House, in das Zimmer mit den Mädchen, die immer schreien.

Ich erinnere mich, geschrien zu haben. Ich erinnere mich an meinen Kotzeschwall, der auf den Schuhen einer Krankenschwester landete, und dass ihr Gesicht vollkommen unverändert blieb, sie zuckte nicht mal, als würde ihr so was jeden Tag passieren, und ich schickte ihr ein *Tut mir leid* mit den Augen, weil ich keine Worte hatte, und auch da veränderte sich ihr Gesichtsausdruck kein bisschen.

Und dann nichts mehr. Nichts. Bis zu Louisa.

»Ist schon okay, wenn du dich nicht erinnern kannst«, sagt Casper. »Unser Unterbewusstsein ist was ganz Erstaunliches. Es spürt, dass es uns manchmal entführen muss, als eine Art Schutz. Ich hoffe, ich drücke mich halbwegs verständlich aus.«

Ich wünschte, ich könnte ihr erklären, dass mein Unterbewusstsein kaputt ist, weil es mich nie entführt hat,

wenn Fucking Frank mich bedrohte, oder das eine Mal, als dieser Typ in der Unterführung versucht hat, mir weh zu tun.

Mein gebrochener großer Zeh pulsiert unter seiner Schiene und dem seltsamen Gipsschuh, in den Doc Dooley mich gesteckt hat. Jetzt seh ich beim Laufen echt wie ein verrückter Freak aus, mit dem Vogelnesthaar und den schlackernden Armen und dem Gipsgehumpel.

Was passiert jetzt mit mir?

Casper sagt: »Ich glaube, du brauchst ein Projekt.«

—

Es stimmt nicht, dass ich gern die Schildkröte wäre, so ganz allein. Die Wahrheit ist, dass ich Ellis zurückwill, aber sie kann nie, nie, nie wieder zurückkommen. Jedenfalls nicht so, wie sie mal war. Und die Wahrheit ist auch, dass ich Mikey und DannyBoy vermisse, und sogar Evan und Dump, und manchmal vermisse ich meine Mutter, auch wenn das Vermissen sich in ihrem Fall mehr wie Wut als wie Traurigsein anfühlt. Traurig bin ich, wenn ich an Ellis denke, aber auch das stimmt nicht wirklich, denn wenn ich traurig sage, dann meine ich eigentlich *Da ist ein schwarzes Loch in mir, das mit Nägeln und Steinen und Glasscherben gefüllt ist, und mit den Worten, die ich nicht mehr habe.*

Ellis, Ellis.

—

Und während es stimmt, dass meine Klamotten aus der Fundgrube stammen, ist es nicht so ganz wahr, dass ich gar nichts hätte, denn ich habe sehr wohl was, das mir aber vorenthalten wird. Ich hab's einmal gesehen, als Doc Dooley mich vom abendlichen Filmegucken wegholte mit der Anweisung, ins Schwesternzimmer zu kommen. Als ich dort ankam, zog er einen Rucksack, *meinen* Rucksack, unter dem Tresen hervor. Doc Dooley ist total groß und gut aussehend, auf so eine Art, dass man sofort merkt, er weiß, dass er gut aussieht und dass das Leben für ihn einfacher ist deswegen, und darum neigt er dazu, uns anderen, die Nicht-Gutaussehenden, lockerlässig zu behandeln. Und so war ich, als er sagte: »Den haben zwei Jungs hier abgegeben. Kommt er dir bekannt vor?«, erst mal vom Weiß seiner Zähne geblendet und von dem samteneen Look seiner Bartstoppeln fasziniert.

Ich schnappte mir meinen Rucksack, ließ mich auf die Knie fallen, machte den Reißverschluss auf und schob meine Hände rein. Da war sie. Ich umklammerte sie und atmete erleichtert auf, denn Doc Dooley hatte gerade gesagt: »Reg dich nicht auf. Wir haben alles rausgeholt.«

Dann zog ich sie raus, meine Notfallbox, den Army-Verbandskasten, den ich mit vierzehn entdeckt hatte, als ich mit Ellis durch den St.-Vincent-de-Paul-Secondhandladen an der West Seventh Street stöberte. Die Metallbox war schon ziemlich eingedellt, das große rote Kreuz auf dem Deckel ganz zerkratzt, die Farbe abgesplittert.

In meiner Notfallbox war alles drin: Salbe, Verbandszeug, meine Einweckglasscherben in einem blauen Samtbeutel, Zigaretten, Streichhölzer und ein Feuerzeug, meine Anstecker, meine Armbänder, mein Geld, meine in ein Leinentuch eingeschlagenen Fotos.

Die Box blieb stumm, als ich sie schüttelte. Ich tauchte tiefer in den grünen Rucksack ab, aber auch dort war alles leer und dunkel. Keine Extrasocken und Unterwäsche, keine Rolle Klopapier, keine Filmrollendose mit erbetteltem Kleingeld, keine Tabletten im Frischhaltebeutel, keine fest zusammengerollte Woldecke. Mein Skizzenblock war auch weg. Mein Stiftemäppchen und meine Zeichenkohle auch. Und meine Polaroidkamera. Ich sah Doc Dooley an.

»Wir mussten alles rausholen, zu deiner Sicherheit.« Er reichte mir seine Hand, und selbst die sah gut aus, mit den schmalen Fingern und den manikürten Nägeln. Ich ignorierte sie, stand aus eigener Kraft auf und umklammerte meinen Rucksack und meine Notfallbox. »Auch den Rucksack und die Schachtel musst du zurückgeben. Wir bewahren sie für dich auf, bis du wieder entlassen wirst.«

Er streckte die Hand aus, nahm mir den Rucksack weg und dann meine Notfallbox und stopfte sie wieder unter den Tresen. »Aber die hier kannst du haben.«

Er drückte mir das rechteckige Leinenpäckchen in die Hand. Darin lagen, vom weichen Tuch geborgen, Fotos von uns, von mir und Ellis und Mikey und DannyBoy, alle perfekt und alle

zusammen, wie wir gewesen waren, bevor die Welt zur Hölle explodierte.

Als ich wegging, die Bilder an die Brust gepresst, rief Doc Dooley mir nach: »Die beiden Jungs ... Sie haben gesagt, es tut ihnen leid.«

Ich ging weiter, aber innerlich hielt ich inne, nur für mich, nur für eine Sekunde.

—

Als Jen S. zu mir kommt in der Nacht nach dem Zeh-Vorfall, bin ich gerade mit meinen Fotos beschäftigt: Ich blättere den Stapel durch, gierig wie immer, wenn ich mir erlaube, an Ellis zu denken, brüte über den Schwarzweißbildern von uns vieren auf dem Friedhof, wo wir alberne Rockstar-Posen machen, Zigarette im Mundwinkel, DannyBoys Hasenscharte kaum zu erkennen, Ellis' Akne kaum zu sehen. DannyBoy hat immer gesagt, in Schwarzweiß sieht man besser aus, und er hatte recht. Die Fotos sind klein und quadratisch; die Kamera war alt, noch aus den Sechzigern, die erste Polaroid-Generation. Meine Großmutter hatte sie mir geschenkt. Besonders den Faltenbalg fand ich richtig cool. Im Fotoladen beim Macalester College entdeckten wir ein paar passende Filme. Das waren so Patronen, die musste man in die Kamera einschieben, dann machte man das Foto, schälte den Filmstreifen von der Seite ab und stellte den kleinen runden Timer. Wenn der summt, drehte man den Film zurück, und da waren wir, ganz

altmodisch und schick in Schwarzweiß, Ellis so wunderschön mit ihrem schwarzen Haar. Und da war ich kleiner dummer Wicht, die Arme vor der Brust verschränkt, mit meinem löchrigen Pullover und den verlotterten Haaren, die ich mir in der echten, farbigen Welt rot und blau gefärbt hatte, aber in Schwarzweiß sahen sie einfach nur schmutzig und verfilzt aus. Aber neben Ellis konnte man gar nicht anders aussehen als ekelhaft.

»Cool.« Jen S. streckt die Hand nach den Fotos aus, aber ich schlage sie wieder in das Leinentuch ein und stopfe sie unter mein Kissen.

»Zicke.« Sie seufzt. »Ach, egal. Komm mit, Barbero wartet im Gemeinschaftsraum. Wir haben eine Überraschung für dich.«

Im Gemeinschaftsraum klebt noch der Geruch nach Popcorn von dem Film, den wir uns am Abend angeschaut haben; die leere Schüssel steht auf einem runden Tisch. Jen leckt sich den Finger an und wischt damit die Schüssel aus, saugt noch die letzten Krümel Salz und geronnene Butter auf. Dann grunzt sie. Barbero schürzt die labberigen Lippen. »Schumacher«, sagt er. »Du machst mich fertig.« Jen zuckt mit den Schultern und schnipst mit dem feuchten Finger an den Saum ihres grünen Schlabber-T-Shirts.

Dann taucht sie in eine der »Mischmasch«-Kisten ab, auf der Suche nach ihrem Lieblingskartendeck. Die bunten Boxen stehen gestapelt entlang der elfenbeinfarbenen Wände des Gemeinschaftsraums und beherbergen Spielkarten, ausgefranste Buntstiftpackungen, Filzstifte, Spiele und so was.

An der einen Wand steht eine Dreiertruppe Computer. Barbero schaltet einen ein und scheucht mich mit einer Handbewegung weg, während er das Passwort eintippt.

»So, jetzt kommt's, du Verrückte.« Barbero schmeißt mir einen Prospekt zu. Ich muss mich bücken, um ihn aufzufangen. Barbero tippt was ein, und auf dem Bildschirm erscheint ALTERNA-LERN. DER RICHTIGE ORT FÜR DICH. »Die liebe Tante Doktor meint, du brauchst was, das gegen deine Aggro-Attacken hilft, die du ja offenbar mit Vorliebe fährst, und gegen deine merkwürdige Gewohnheit, auf Schlaf zu verzichten. Tja, du Freak, für dich heißt es dann wohl, zurück auf die Schulbank.«

Ich schaue zu Jen S. rüber, die mit einem wilden Grinsen die Karten durchmischt. »Und ich bin deine *Lehrerin*«, sagt sie kichernd.

Barbero schnipst mir mit den Fingern vor der Nase herum. »Kon-zen-tra-tion! Hier bin ich!«

Ich funkele ihn an.

Barbero zählt an den Fingern ab. »Also: Du darfst nur die Schul-Website aufrufen. Kein Facebook, kein Twitter, keine E-Mail, gar nichts, nur die Schulseite. Deine liebe Freundin Schumacher hat sich freiwillig bereit erklärt, dich zu unterrichten und deine Tests und so weiter am Ende der Lektionen zu korrigieren.«

Er starrt mich an. Ich starre zurück. »Wenn du nicht mitmachst«, sagt er, »dann müssen wir anfangen, dir für nachts Medikamente zu geben, sagt die Tante Doktor, und ich hab so

das Gefühl, dass du darauf keinen Bock hast. Sie sieht dich lieber hier drin als auf dem Flur – ist ja auch voll krank, wie du nachts durch die Gegend geisterst.«

Ich will keine Medikamente, vor allem nachts nicht, wo ich am meisten Angst habe und unbedingt wachsam sein muss. Von meinem achten bis zum dreizehnten Lebensjahr haben mich Ärzte mit Zeug vollgepumpt. Ritalin hat nichts gebracht. Ich bin gegen Wände gekracht und habe Alison Jablonsky mit einem Bleistift in ihren wolkenweichen Wabbelbauch gestochen. Von Adderall hab ich mir in der achten Klasse die Hosen vollgeschissen, so dass meine Mutter mich den Rest des Schuljahres zu Hause behalten hat. Das Mittagessen hat sie mir immer unter Folie in den Kühlschrank gelegt: schwammige Frikadellen-Brötchen, stinkender Eiersalat, matschiger Toast. Auf Zoloft hatte ich das Gefühl, bleischwere Luft zu schlucken und tagelang nicht richtig ausatmen zu können. Die meisten Mädchen hier sind bis Oberkante Unterlippe gedopt und nehmen ihre Pillenbecherchen angepisst, aber resigniert entgegen.

Ich setze mich an den Computer und tippe meinen Namen in das Kästchen, wo HIER NAMEN EINGEBEN steht.

»Schlaue Entscheidung, du Freak.«

»Meine Güte, Bruce«, stößt Jen genervt hervor. »Hast du in der Ausbildung gefehlt, als ›Verhalten am Krankenbett‹ auf dem Lehrplan stand?«

»Ach, ›Verhalten am Krankenbett‹ hab ich perfekt drauf, Baby. Sag einfach Bescheid, wenn ich's dir beweisen soll.« Er

flätzt sich auf die ächzende Couch und zieht seinen iPod aus der Hosentasche.

Die eine Wand des Gemeinschaftsraums besteht praktisch nur aus Fenster. Die Gardinen sind aufgezogen, es ist nach zehn Uhr und draußen richtig dunkel. Unsere Abteilung liegt im vierten Stock; ich kann das *Wuuuuusch* der Autos hören, die unten die Riverside Avenue entlangbrausen. Casper ist bestimmt stolz auf mich, wenn ich jetzt wieder was lerne. Das letzte Mal, dass ich auf einer Schule war, bin ich mitten im elften Schuljahr rausgeflogen. Fühlt sich an wie in einem anderen Leben.

Ich schiele auf den Bildschirm und versuche einen Abschnitt zu entziffern, aber alles, was ich sehe, sind die Wörter *fick dich* und *Schlampe*, die jemand auf mein Schließfach gekritzelt hat. Ich schmecke das Kloschüsselwasser auf der Zunge, spüre, wie ich um mich schlage, um freizukommen, fühle die Hände auf meinem Nacken, höre das Gelächter. In meinen Fingerspitzen kribbelt's, meine Brust ist wie zugeschnürt. Nachdem ich von der Schule geflogen bin, ist alles den Bach runtergegangen, noch schlimmer als vorher.

Ich schaue mich im Gemeinschaftsraum um. Die Frage, wer das alles hier bezahlt, knabbert wie eine kleine Spitzmaus an meinem Gehirn, aber ich schiebe den Gedanken beiseite. Meine Mutter hat mal in einem Diner gearbeitet, hat Hackbraten mit Zwiebeln und Ketchup und bergeweise Kartoffelpüree serviert, jahrelang, bis auch das ein Ende fand. Wir sind keine Leute mit Geld, wir sind Leute, die auf dem Grund von Handtaschen und

Rucksäcken nach Kleingeld kramen und vier Abende die Woche Billignudeln mit Butter essen. Der Gedanke, wer mir den Aufenthalt hier wohl ermöglicht, macht mir Angst.

Ich sitze hier warm und trocken, denke ich. Ich schaff das schon, wenn es bedeutet, dass ich dafür hier bleiben kann. Und nur das zählt im Moment. Ich muss die Regeln befolgen, damit ich hier drin bleiben darf.

Jens Finger lassen die Karten rauschen und flattern. Es klingt, als würde sich ein Vogelschwarm von einem Baum erheben.

—

Casper fragt: »Wie geht's dir?«

Jeden Tag fragt sie mich das. Einmal die Woche fragt mich das jemand anders – Doc Dooley manchmal, wenn er die Tagschicht erwischt hat, oder die heisere Ärztin mit der dicken Wimperntusche und den borstigen Haaren. Ich glaube, sie heißt Helen. Ich mag sie nicht, irgendwie wird mir von ihr ganz kalt innen drin. Einmal die Woche, und zwar sonntags, fragt uns niemand, wie es uns geht und warum sich einige von uns so verloren fühlen. Und dann sagt Jen S. verächtlich: »Ich muss unbedingt jemandem sagen, wie es mir geht! Meine Gefühle stauen sich sonst an, die müssen raus!«

Casper wartet. Ich *spüre*, wie sie wartet. Ich treffe eine Entscheidung. Ich schreibe auf, wie es mir geht, und schiebe Casper den Zettel über den Tisch. *Mein Körper steht die ganze*

Zeit in Flammen, das Feuer verzehrt mich, Tag und Nacht. Ich muss die schwarze Hitze rausschneiden. Wenn ich mich sauber mache, mich wasche und verarzte, geht es mir besser. Innerlich abgekühlt und ruhig. Wie sich Moos anfühlt, ganz tief drin im Wald.

Was ich nicht aufschreibe: Dass ich mich so mutterseelenallein fühle, dass ich mir am liebsten das ganze Fleisch in Streifen abziehen würde und so, nur aus Knochen und Knorpel bestehend, ins Wasser gehen möchte, damit der Fluss mich verschluckt, wie meinen Vater auch.

Bevor er krank wurde, nahm mich mein Vater oft auf lange Autofahrten Richtung Norden mit. Dann stellten wir das Auto irgendwo ab und folgten den Wanderpfaden bis tief zwischen die duftenden Tannen und schlanken Fichten, so tief, dass es sich manchmal anfühlte, als wäre es Nacht, weil die Bäume so eng standen, dass man kaum noch den Himmel sehen konnte. Damals war ich noch klein und stolperte oft, fiel hin und landete auf dicken Moospolstern. Die Erinnerung daran, wie sich das kühle, tröstliche Moos unter meinen Fingern anfühlte, trage ich immer noch in meinem Inneren. Mein Vater konnte stundenlang wandern, ohne müde zu werden. »Ich hab's gern ruhig«, sagte er. Und wir liefen und liefen auf der Suche nach dem stillen Ort, den er brauchte. Es ist im Wald nicht so ruhig, wie alle denken.

Nach seinem Tod war meine Mutter wie eine Strandkrabbe, hat alles in sich reingestopft und ist kaum je aus ihrem Panzer hervorgekrochen.